

Rezensionen zum Thema  
'Jenseits von Gender Studies'



Stephanie Bethmann

## Liebes(v)erklärungen – ein soziologischer Versuch über die Liebe

Yvonne Niekrenz/ Dirk Villányi Hg. (2008) *LiebesErklärungen. Intimbeziehungen aus soziologischer Perspektive*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (248 S., 24,90 Euro).

Vermutlich kennen Sie diese Szene: Zwei dicknasige Comicfiguren am Frühstückstisch; ein Mann, eine Frau, ein zu hart gekochtes Ei. Im Handumdrehen eskaliert die Situation zum Ehestreit. Es geht in diesem Sketch von Lorient um mehr als nur ein Viereinhalb-Minuten-Ei; es geht um die Kompetenz der Hausfrau, um die Anerkennung ihrer Arbeit, um das Eheglück und am Ende sogar um Leben und Tod: „Ich bringe sie um... Morgen bringe ich sie um...“ (Junge 137).

Damit ist treffend auf den Punkt gebracht, was für den Soziologen Niklas Luhmann paradigmatisch für Liebe ist: In Liebesbeziehungen ist sämtliche Kommunikation *persönliche* Kommunikation, d.h. auf die gesamte Person und Individualität der PartnerInnen bezogen. Also wird die ‚Eifrage‘ zur Beziehungsfrage, vielleicht sogar zum Trennungsgrund, so die Analyse von Matthias Junge in den *LiebesErklärungen* (136 ff). Dass Liebesbeziehungen die ‚Zuständigkeit‘ für persönliche Kommunikation übernehmen, hat laut Luhmann mit dem Gesellschaftssystem zu tun, in dem wir leben. In der funktional differenzierten Gesellschaft ist der Mensch „Dividuum“ (140); er erlebt sich immer nur in sozialen Funktionen und Rollen, in denen er sich nie *ganz* gemeint fühlt. Ganzes ‚In-dividuum‘ ist er nur im eigens für diese Aufgabe ausdifferenzierten ‚Intimsystem‘. Damit sich zwei Menschen zu dieser ganz unwahrscheinlichen, intimen Kommunikation zusammenfinden können, bedienen sie sich eines historisch gewachsenen und sozial gelernten ‚Kommunikationscodes‘. Der Code ist das, was man – ungleich romantischer – auch als ‚Liebe‘ bezeichnet.

Diese Analyse ist eine der zugegebenermaßen allesamt recht unromantischen Perspektiven auf Liebe, die der Sammelband *LiebesErklärungen* anzubieten hat. Liebe ist ein Gefühl, irrational und unbeschreibbar, eine Naturgewalt – sagt der *common sense*. Eine Soziologie der Liebe dagegen ist ein ernüchterndes, entzauberndes Unterfangen, warnt einleitend Yvonne Niekrenz (12). Wer mutig ist und weiter liest, dem oder der wird gleich achtzehn Mal die Liebe erklärt. Alle Beiträge basieren auf einem gemeinsamen Grundgedanken:

Obwohl Liebe als etwas ganz ‚Natürliches‘ daherkommt, wird sie (...) sozial und kulturell konstruiert. Sie ist abhängig von den gesellschaftlichen Verhältnissen, von den Orten und Zeiten, in denen sie gelebt wurde und wird. (Niekrenz/ Villányi, 9)

Anstatt den LeserInnen ausgehend von dieser Grundannahme das Phänomen und Mysterium Liebe verständlicher zu machen, schreiben einige der AutorInnen jedoch hauptsächlich eine „Liebeserklärung an die Soziologie“ (Niekrenz, 12).

Aufschlussreiche Einblicke in das Thema Liebe bekommt man am ehesten bei den AutorInnen, die sich auch schon in anderen Publikationen intensiv damit befasst haben (Hahn; Hill/ Kopp; Schütze; Illouz; Larcher). Deren Beiträge sind größtenteils Neuabdrucke oder Reformulierungen älterer Publikationen.

Für NeueinsteigerInnen ins Thema ebenfalls interessant sind jene Artikel, die bestehende soziologische Literatur über Liebe wiedergeben: darunter Luhmanns systemtheoretischen Ansatz (Junge), Beck/ Beck-Gernsheims individualisierungstheoretische Perspektive (Poferl), Analysen von Fromm/ Marcuse als Vertreter der Kritischen Theorie (Marz), Giddens Diagnose vom „Wandel der Intimität“ (Kahlert) und eine fiktive Podiumsdiskussion einiger KlassikerInnen der Liebessoziologie (Niekrenz/ Villányi).

Gelingt es den genannten AutorInnen, das Phänomen Liebe aus den spezifischen theoretischen Blickwinkeln darzustellen, so zeigt sich in anderen Artikeln, dass primär soziologische Werke oder Theorien referiert, aber diese nicht oder nicht konsequent genug auf die Liebe bezogen werden (Coelen, Niekrenz, Knoblauch, Winter).

So bildet Thomas Coelen in seinem Beitrag nur die Rolle von Sexualität bei Foucault ab, um die letzte Seite der Einsicht zu widmen, dass wir von Foucault wenig über die Liebe erfahren. Dabei hätte gerade eine Foucault'sche Perspektive sehr ausbaufähige Anknüpfungspunkte geboten, um Liebesdiskursen näher auf den Grund zu gehen. Mit Foucault könnte man eine Perspektive gerade rücken, die sich in vielen Beiträgen des Bandes niederschlägt: Denn oft steht eine naturalisierende Auffassung von Liebe zwischen den Zeilen, bei der Liebe als etwas im Grunde Essentielles aufgefasst wird. Das individuelle, authentische Gefühl wird dann gesellschaftlicher Repression gegenüber gestellt. Am deutlichsten wird dies, wenn Ulrike Marz mit Fromm und Marcuse die Sublimierung und Entfremdung emotionaler Bedürfnisse im Kapitalismus beschreibt (81 ff), aber auch wenn bei Rainer Winters Sennett-Rezeption vom „Umgang mit natürlichen Gefühlen“ (201) die Rede ist oder Heike Kahlert mit Giddens eine ‚Demokratisierung der Gefühle‘ diagnostiziert (182 ff). Müsste man hier nicht nachhaken, wo die Gefühle und Bedürfnisse von Männern und Frauen, die da scheinbar frei, selbstbestimmt und demokratisch verhandelt werden, ihren sozialen Ursprung haben? Gerade hier hätte die Foucault'sche These von der nicht allein *repressiven*, sondern gleichzeitig *produktiven*, *hervorbringenden* Macht Potential gehabt: für eine Analyse, die Liebe wirklich als etwas grundlegend *sozial generiertes* versteht.

Bezeichnend ist, dass nicht ein einziger Beitrag einen gendertheoretischen Bezug im Titel führt. Und ausgerechnet die beiden Artikel, die Geschlecht systematisch zum Thema machen (Poferl, Kahlert), vergeben das kritische Potential soziologischer Analyse. Geschlechterungleichheiten in der Liebe sind für sie zwar existent, aber ein historisches Relikt. Die romantische Liebe hielt

dem Patriarchat lange Zeit den Rücken frei (so konstatierte es schon die Frauenerforschung der 1970er Jahre) und eine (hierarchische) Geschlechterdichotomie ist für sie geradezu programmatisch. Diese Liebe nennt Kahlert mit Giddens aber ein „Auslaufmodell“ (192). Im Kommen sei dagegen die auf Aushandlung basierende ‚partnerschaftliche Liebe‘ und ‚reine Beziehung‘. Kurzum, wir seien auf dem richtigen Wege zu mehr Freiheit, Pluralität und Demokratie.

Die Gleichheitssemantik von Individualisierung und Partnerschaft ist aber auch eine Ideologie, die verschleiernde Wirkung hat. Sie setzt freie, autonome Individuen voraus, die in der Liebe bewusste Entscheidungen treffen. Evident ist jedoch, dass das (heterosexuelle) Liebespaar nach wie vor der Prototyp komplementär inszenierter Geschlechterdifferenz ist und damit wesentlich zur Stabilisierung und Romantisierung von Geschlechterhierarchien beiträgt. Und die hegemoniale Geschlechterordnung wird immer noch durch vergeschlechtlichte Arbeitsteilung in Paarbeziehungen hergestellt. Das funktioniert am besten, wenn soziale Ordnung und persönliche Wünsche quasi in eins fallen, weil die Arbeitsteilung im Geschlechtshabitus internalisiert ist und sich sozusagen wie von selbst ergibt. Von einer demokratischen Aushandlung zu sprechen, verstellt in diesem Sinne den Blick aufs Wesentliche eher als dass es ihn erhellt. Studien, die zu solchen Themen kritische Perspektiven nahe legen, werden in den *LiebesErklärungen* leider gar nicht rezipiert. So schafft der Sammelband es letztlich nur stellenweise, Liebes-Verklärungen und ihren Funktionen entzaubernd entgegenzutreten.

Angesichts dieser unzureichenden Berücksichtigung der Kategorie Geschlecht ist es letztlich auch nicht verwunderlich, dass Überlegungen zum Zusammenhang von Liebe und Heteronormativität völlig fehlen. Ein Beitrag über Homosexualität zum Beispiel würde sicherlich in keinem Sammelband zu Sexualität fehlen; in den *LiebesErklärungen* hat es dieses Thema lediglich in einige Randbemerkungen geschafft. Umso schlimmer fällt ins Gewicht, wie Homosexualität in Kahlerts Giddens-Rezeption thematisiert wird: als „Rückzug der Geschlechter voneinander“ (192). Dies sei im Gegensatz zu Dialog und Diskurs eine „nicht zeitgemäß[e]“ Reaktion auf den „Geschlechterkonflikt“ (193). Es überrascht doch sehr, dass Kahlert damit Giddens' diskriminierende Äußerungen völlig unkommentiert und unkritisch wiedergibt.

Die abschließende Beurteilung kann angesichts dieser Mängel nicht allzu positiv ausfallen. Das soziologisch hochinteressante Thema Liebe bleibt in diesem Buch trotz der vielen Perspektiven an einigen entscheidenden Stellen unterbeleuchtet. Die am Thema interessierten LeserInnen wären besser damit beraten, auf eine Literaturlauswahl im Original zurückzugreifen. Luhmanns Liebessoziologie gibt es postum herausgegeben in reduzierter, gut lesbarer Form (*Über die Liebe* 2008); Illouz' Thesen der ambivalenten Liebe in der Moderne sind in ihrer Studie *Konsum der Romantik* (2003) aufschlussreicher dargestellt; und es gibt durchaus Forschungsarbeiten, die einen geschlechtssensiblen Blick auf Liebe demonstrieren. Niekrenz' Warnung trifft indes auch auf diese Bücher zu: In der Liebessoziologie geht es unromantisch zu. Dass der entzaubernde

Blick dennoch sehr spannend sein kann, davon haben wir in den *LiebesErklärungen* zumindest eine Ahnung gewonnen.

Irmtraud Hnilica

## Archäologie des Foucault-Wissens: Das Foucault-Handbuch zeichnet Leben, Werk und Wirkung des Diskursivitätsbegründers nach

Clemens Kammler/ Rolf Parr/ Ulrich Johannes Schneider (2008) Hg. *Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart/Weimar: Metzler (454 S., 49,95 Euro).

In der Reihe der Metzler-Handbücher neben Freud, Heidegger und Nietzsche einen Band zu erhalten, ist so etwas wie ein akademischer Ritterschlag. Michel Foucault ist diese Ehrung jetzt, 25 Jahre nach seinem Tod 1984, zuteil geworden. Dass dies mit Recht geschieht, dokumentiert der Band deutlich. Die Herausgeber Clemens Kammler, Rolf Parr und Ulrich Johannes Schneider – alle drei ausgewiesene Foucault-Kenner – zeichnen darin Leben, Werk und Wirkung Foucaults nach, übersichtlich gegliedert in Abschnitte zur Biografie, zum Werk, zu Kontexten, Begriffen und Konzepten, zur Rezeption. Hinzu kommt ein Anhang mit Zeittafel und Bibliografie. Was auch immer die Leserin, der Leser nachschlagen möchte – ob es um den Überblick über eine Schrift oder die Präzisierung eines Begriffes wie ‚Diskurs‘ oder ‚Heterotopie‘ geht –, immer ist die Orientierung leicht und schnell anhand des vorbildlichen Inhaltsverzeichnisses zu bewerkstelligen. Dass ein Sachregister fehlt, wie Patrick Baum auf literaturkritik.de moniert, stört darum kaum.

Foucaults Blick, mit dem er auf der auf dem Titel abgebildeten Fotografie an der Leserschaft knapp vorbeischaud, ist schwer zu deuten: ironisch, skeptisch, maliziös? Ebenso opak wirken Leben und Werk Foucaults. Es ist die Leistung der Herausgeber und der vielen Autorinnen und Autoren der Beiträge, ein hohes Maß an Klarheit zu schaffen, ohne sich allzu grober Vereinfachungen zu bedienen. Foucault, das wird deutlich, war auf der theoretischen Ebene ein großer Pessimist – was ihn nicht hinderte, so sehr an die Möglichkeiten politischen Engagements zu glauben, dass er sich selbst daran beteiligte, etwa mit seiner Forderung nach besseren Haftbedingungen in Frankreich. „Theorie und Praxis laufen parallel, sie sind aber nicht auseinander begründbar“ (6), wie die Herausgeber schreiben.

Ähnliches lässt sich auch von der Geschlechterforschung sagen, die von Foucault einige ihrer entscheidendsten Anregungen erhalten hat. Zu denken ist hier an die in *Sexualität und Wahrheit* vertretene These, „dass ‚die‘ Sexualität, also die Annahme, der Mensch habe eine im Körper verankerte sexuelle Natur, eine Erfindung des 19. Jh.s sei“ (85). Gerade die Verabschiedung alter Vorstellungen von ‚natürlicher‘ Sexualität bzw. Geschlechtlichkeit ist ja Kernanliegen

der Gender-Forschung. Foucaults These von der Erfindung der Sexualität hat die Geschlechterforschung entscheidend inspiriert, auch wenn er sich selbst nur wenig für die Sache der Frauen interessierte, ihm gar (wie der Abschnitt zu Gender Studies/Feminismus im besprochenen Band das tut) Androzentrismus vorgeworfen werden kann.

So findet sich neben dem Artikel zur Rezeption Foucaults in Gender Studies und Feminismus unter „Anschlüsse an Foucault“ auch ein Artikel zu Judith Butler. Hannelore Bublitz, Autorin der im Junius-Verlag erschienenen Einführung zu Judith Butler, belässt es in ihrem Beitrag nicht beim bloßen Aufweis des ohnehin evidenten Einflusses von Foucaults Denken auf Butlers Ansatz. Angesprochen wird auch – durchaus kritisch –, dass Butler die Foucault-Rezeption nicht nur zum Vorteil gereicht. So entgehe Butler, dass sich geschlechtliche Verhaltenscodices „in der Gegenwartsgesellschaft ihrerseits, nicht nur im performativen Handeln des Subjekts, längst verflüssigt haben“ (197). Sinnvoller als der von Butler hergestellte Bezug auf Foucaults Machtanalyse der Disziplinargesellschaft sei daher die Rezeption seiner „Analyse[] der Normalisierungsgesellschaft, die das Subjekt im Fokus von optimierenden Selbsttechnologien und Taktiken der Selbstnormalisierung verorten“ (197). Der abschließende Satz freilich („Darin zeigt sich einmal mehr die fehlende Historizität von Butlers sprachanalytisch fundierter Körper- und Subjekttheorie“ (197)) zeigt – und das gerade im Kontrast zu der im ganzen Band spürbaren würdigenden Haltung Foucaults Œuvre gegenüber –, dass Butlers Status als Säulenheilige der Gender-Studies schon lange im Wanken ist. Das wird man und frau zwar im Sinne eines Methoden- und Theorienpluralismus begrüßen, doch stellt sich der Rezensentin die Frage, ob nicht der vorliegende Band beispielhaft für einen kritisch-würdigenden Umgang mit großen DenkerInnen ist, den man auch Judith Butler gönnte.

Dass gerade der Paranoiker Michel Foucault, der die Möglichkeiten und den Spielraum von Individuen unter den Bedingungen der Macht so pessimistisch einschätzte, ja überhaupt „der Idee der personalen Identität eine entschiedene Absage erteilt[e]“ (1) zu einem Diskursivitätsbegründer werden konnte – dieser Gedanke spendet einen gewissen Trost. Das Foucault Handbuch sei jeder Geistes- und Sozialwissenschaftlerin, jedem -wissenschaftler ans Herz gelegt. Denn Foucault wird noch lange im theoretischen Kanon präsent sein.

Antonia Eder

## Der ästhetische Pakt mit dem Mythos

Maria Moog-Grünwald (2008) Hg. *Mythenrezeption. Die antike Mythologie in Literatur, Musik und Kunst von den Anfängen bis zur Gegenwart. Der Neue Pauly Supplemente Band 5.* Stuttgart/ Weimar: Metzler (749 S., 179,95 Euro, 188 s/w Abb.).

Ein zentrales Nachschlagewerk zur Antike ist *Der Neue Pauly*. Auf aktuellem Wissens- und Forschungsstand ergänzen Supplementbände die enzyklopädische Darstellung um neue, vertiefende Fakten und Forschungszusammenhänge. Der hier zu besprechende fünfte Ergänzungsband *Mythenrezeption*, herausgegeben von der Tübinger Romanistin Maria Moog-Grünwald, bietet eine ebenso kompakte wie dezidierte Zusammenstellung der ästhetischen Mythosumdeutungen anhand von 85 Lexikoneinträgen international renommierter WissenschaftlerInnen. Er präsentiert ausführlich, aufwendig gestaltet, höchst kompetent und zudem ausgesprochen gut verständlich die Wirkung und Rezeption mythischer Figuren der griechisch-römischen Antike und geht der Frage nach: Was hat LiteratInnen, MusikerInnen, bildende KünstlerInnen aller Epochen (meist) europäischer Kulturen und jüngst auch den Film motiviert, antike Gestalten immer wieder aufs Neue mit Leben zu füllen? Diese Frage konsequent im Blick, stellen die Beiträge zunächst den ‚Urmythos‘ dar, verfolgen dann intertextuelle Verweise oder interdisziplinäre Filiationen und berücksichtigen dabei neben der gattungsspezifischen Relevanz vor allem die rezeptionsästhetische Funktion zentraler mythischer Figuren. Die Zusammenstellung von Kult und mythischer Erzählung ermöglicht die gegenseitige Erhellung in einzelnen Motiven und lässt zugleich das über die Einzelfiguren kohärent wirksame Prinzip des Mythos deutlich werden: seine Funktion als Wirklichkeitsdeutung (Blumenberg 1979). Dass die Geschlechterforschung inzwischen auch aus einem kanonisierten Lexikon wie dem *Neuen Pauly* nicht mehr wegzudenken ist, zeigen die Lemmata sowohl in motivischer wie methodischer Hinsicht. Kaum einer der Beiträge verzichtet auf eine Analyse spezifisch mythischer Geschlechterkonstellationen, die ein dem Mythos inhärentes Potential der Subversion spiegeln.

So alt wie der Mythos selbst ist die Tradition der ästhetischen Umdeutungen – nach Hans Blumenbergs *Arbeit am Mythos* ist eine den Mythos besonders auszeichnende Eigenschaft die Variation. Im Rückgriff auf die Antike gestaltet jede Epoche einen konstanten Kernmythos in ästhetischen, historischen, ideologischen Transformationen als Zugriff auf die spezifisch eigene Problematik: In der Wiederholung des immer schon Bekannten liegt das Augenmerk auf der kunstvollen Abweichung, der bemerkenswerten Variation. Dass sich damit im Mythos stets auch das Andere zeigt, stellt ihn in das vieldiskutierte Spannungsverhältnis zur Ratio (Adorno/Horkheimer 1969, Jamme 1999). Die in gendersensibler Perspektive bedenklichen und, wie das Lexikon zeigen kann, nicht erst seit der Aufklärung perpetuierten Zuschreibungen des mythisch Anderen, der archaischen Gewalt und des naturhaft Unzählbaren als stets bedrohlich Weib-

liches werden in einigen Beiträgen kritisch reflektiert (*Sirenen, Gorgo, Medea*) und unter aktuellen Forschungsaspekten von Maskerade (*Zeus*), performativer Geschlechterverwirrung (*Achilleus*), Entgrenzung und Liminalität (*Dionysos, Silen*) diskutiert. Bspw. der nicht nur in dieser Hinsicht beeindruckend aufbereitete und differenzierte Beitrag von Susanne Gödde diskutiert ausführlich die ambivalenten Geschlechtersimplikationen, die die Achillesfigur bestimmen. So gelingt ihrer Darstellung des heroischen, ebenso Knaben wie Mädchen liebenden und so zornigen Göttersohns eine Zusammenschau von Adolatrie und Androgynität bis hin zur subversiv verkehrten Parodie der Skyrosepisode in *Deidamia* (1876): Der von seiner Mutter Thetis zu seinem Schutz als Mädchen verkleidete Achill verbirgt sich auf der Insel Skyros in einer Gruppe von tanzenden Frauen. Doch als Odysseus, gekommen, um Achill für den Krieg gegen Troja zu gewinnen, Waffen und Schilde zwischen die Tanzenden wirft, imitieren die tanzenden Mädchen Achilleus' kriegerisch ‚männliches‘ Verhalten und greifen ebenfalls zu den Waffen, so dass Odysseus' auf Geschlechterstereotype vertrauende List scheitert – er kann Achill (in dieser komischen Variation) durch die gedoppelte Geschlechtermaskerade nicht erkennen.

Besonders hervorzuheben sind die qualitativ hervorragenden, den jeweiligen Mythos veranschaulichenden Abbildungen, die je eine antike Szene und eine der nachfolgenden Rezeption zeigen. Die meisten Lemmata folgen dem Schema: Präsentation des antiken Mythos in seiner wirkmächtigsten Version und anschließendem chronologischen Gang durch die Epochen unter den Aspekten der jeweils rezipierenden Kunstform. Flexibel auf die spezifische Rezeptionsgeschichte reagierend gibt es davon abweichende Beiträge, die thematisch-motivisch aufgebaut sind (*Zeus*) oder umgekehrt vorgehen (*Oidipus*), also übergeordnet die Rezeptionsgebiete – hier neben den gängigen Feldern wie Literatur, Musik, Kunst auch Philosophie, Psychoanalyse oder Literaturtheorie – angeben, innerhalb derer dann chronologisch verfahren wird; eine Ordnung, die sich unter Umständen sogar für den gesamten Band angeboten hätte.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Lektüre des Supplementbandes *Mythenrezeptionen* ein sinn- und reizvolles Unternehmen ist. Nicht zuletzt aufgrund seiner übersichtlichen Anlage (umfangreiches Register und Abkürzungsverzeichnis), der instruktiven Abbildungen sowie des benutzerfreundlichen einbändigen Formats animiert der Erweiterungsband zum Blättern und Lesen ebenso wie zur intensiven Forschungslektüre. Ein hervorragendes Instrument, um sich schnell und gezielt über epochenspezifische Mythenadaptionen zu informieren, wodurch er zu einem wertvollen Werkzeug für die humanwissenschaftliche Lehre und Forschung wird. Insgesamt handelt es sich um ein Werk, das nicht nur die Rezeption des Mythos, sondern darüber hinaus dessen Funktion quer durch die europäische Kulturgeschichte wahrhaft umfassend und auf höchstem Niveau präsentiert.

Mona Hanafi El Siofi

## Auch wir sind Wessis!

Sabine Mannitz (2006) *Die verkannte Integration. Eine Langzeitstudie unter Heranwachsenden aus Immigrantenfamilien*. Bielefeld: transcript (346 S., 30,80 Euro).

Inmitten der Diskussionen um Leitkultur und Parallelgesellschaften legt Sabine Mannitz die überraschenden Ergebnisse ihrer Studie zu Nachkommen von MigrantInnen vor. Vom Leitkulturkonzept und der Frage der Integration, die mit dem moralischen Zeigefinger „sowohl Bring- als auch Holschuld bei der eingewanderten Bevölkerung ansiedeln“ (312), distanziert sich die Autorin dabei eindeutig. Überraschend dürften ihre Ergebnisse vor allem für diejenigen sein, die annehmen, dass ‚ausländische‘ MitbürgerInnen ihre Integration in die deutsche Gesellschaft notorisch verweigern und sich in Großstadtghettos abschnitten. Solchen stigmatisierenden Zuschreibungen hält die lesenswerte Publikation zu sozialen Erfahrungen und Selbstpositionierungen junger Menschen aus dem Migrationsmilieu kritisch den Spiegel vor. Ihre Daten gewann Mannitz zunächst mittels einer zehnmonatigen stationären Feldforschung an einer so genannten ‚Brennpunkt‘-(Gesamt)Schule in Berlin-Neukölln. Daraus hatten sich engere Kontakte zu fünf befreundeten Mädchen sowie einem Jungen unterschiedlicher ethnischer und religiöser Herkunft ergeben. Diese Teenager begleitete Mannitz dann auch über deren Schulzeit hinaus für insgesamt fünf Jahre.

In Deutschland hat das neuere Sozialisierungstheorem von Adoleszenz als „eine[m] krisenhaften Übergang[ ] mit anschließender Anpassung an die bestehenden Strukturen“ (12) keine Geltungskraft für Jugendliche aus Familien mit Migrationshintergrund. Vielmehr reduziert man sie auf ihre als ‚völlig anders‘ klassifizierte kulturelle Herkunft, die sie in ihrer familiären Primärsozialisierung erfahren haben. Aufgrund der mutmaßlich daraus hervorgehenden unauflösbaren Kulturkonflikte gelten sie per se als besonders belastet und folglich in Schulen als das Problemklientel schlechthin. So erörtert Mannitz in Kapitel 1, *Konzeptionelle Grundlagen*, erst einmal rezente Auffassungen zu Sozialisierungsprozessen – und eben jene Merkwürdigkeit, weshalb MigrantInnenkindern, im Gegensatz zu Gleichaltrigen ohne Migrationshintergrund, die „sozialisierungstheoretisch allgemein angenommene Handlungsfähigkeit und soziale Transformationskompetenz ... aberkannt“ (45) wird. Die Autorin wendet sich gegen dieserart pathologisierende Standpunkte, die eine kulturell determinierte Basispersönlichkeit behaupten, Sozialisation auf den Einfluss der Eltern verkürzen und die Wirkmächtigkeit aller anderen Sozialisierungsagenturen ausblenden.

Dass „Adoleszenz im Kontext einer Immigrantenfamilie (...) von speziellen Umständen beeinflusst“ ist (46), leugnet Mannitz jedoch nicht. Insbesondere muslimische Mädchen sind den hegemonialen Diskursen um den vermeintlich demokratie-inkompatiblen Islam sowie den hartnäckigen Klischees von dessen angeblich rückschrittlichen Geschlechterverhältnissen ausgesetzt. Dementsprechend unterliegen sie einer „verdoppelten Minoritätserfahrung von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung“ (70), darauf geht Mannitz in späteren

Kapiteln noch mehrfach ein. Weil die Differenznarrative der Mehrheitsgesellschaft von den ‚AusländerInnen‘ sehr sensibel registriert werden, stellen sie für die Jugendlichen aus MigrantInnenfamilien einen Sozialisationsfaktor dar, der Heranwachsenden ohne Migrationshintergrund erspart bleibt. Damit wird ihre Sozialisation „tatsächlich zu einer, die strukturellen Besonderheiten unterliegt“ (62) oder strukturiert sie je nachdem machtvoll vor. Wie die Autorin in ihrer Studie verdeutlicht, enthebt diese Verkomplizierung ihrer Individuationsaufgabe Adoleszente mit familiärem Migrationshintergrund aber nicht gemeinhin der Kompetenz, AkteurInnen ihrer individuellen Lebensführung zu sein.

In Kapitel 2 stellt Mannitz das Forschungsdesign der Studie vor. Ihre zentralen Ergebnisse führt sie in den beiden Anschlusskapiteln aus, und zwar unter Verwendung vieler anschaulicher Zitate, die das Lesen reizvoll machen:

Kapitel 3 beschäftigt sich mit den Auseinandersetzungen der untersuchten Heranwachsenden in der Schulzeit. Sie hatten gelernt, sich als different von ‚den Deutschen‘ aufzufassen. Und das nicht nur durch die Ausschlussnarrative der sie umgebenden Mehrheitsgesellschaft im Allgemeinen, der LehrerInnen und den Schulbüchern im Speziellen, sondern ebenso durch Abgrenzungen im Elternhaus. Sehr interessant ist nun, dass von den Jugendlichen „nicht eine spezifische national-kulturelle, ethnische oder religiöse Eigenart zum Angelpunkt der eigenen Verortungen wurde“ (117), wie es ihre Eltern eigentlich von ihnen erwarteten. Stattdessen wählten sie „wir sind Ausländer“ (ebd.) als gemeinsame Position, um etwaige Besonderheiten der eigenen Herkunft zu relativieren und um ihre geteilte Lage im Aufenthaltsland zu betonen.

Bei Konflikten verwendeten die Eltern gegenüber den Jugendlichen häufiger den Vorwurf des ‚schon völlig Verdeutschseins‘, gemünzt etwa auf ihr Diskussionsverhalten und die Durchsetzung eigener Interessen; bei Besuchen in den Herkunftsländern der Eltern wurde von den Verwandten Ähnliches geäußert. Der Wert dieser kognitiven Fertigkeiten stand für die untersuchten Teenager aber „völlig außer Frage“ (155). Und „besonders Mädchen (sahen) sich als Nutznießerinnen der elterlichen Migration ..., da sie die Chancen auf Bildung und eine persönliche Entwicklung in den Herkunftsländern der Familien als schlechter einschätzten“ (183). Die Verlust- und Entfremdungsängste der Eltern indessen betrachteten die Jugendlichen mit Nachsicht. Sie fassten sich sogar als *deren* ErzieherInnen auf, um die Eltern „in den Entwicklungsprozess einzubeziehen, den sie an sich selbst als das ‚Verdeutschen‘ im positiven Sinne erlebten“ (182 f).

Ein ‚Verdeutschsein‘ als Inklusionsangebot an MigrantInnen und ihre Kinder wird von der deutschen Gesellschaft, den Lehrkräften und dem Unterrichtsmaterial bis heute nicht gemacht. Sie bleiben schlicht die unerwünschten, schwierigen ‚Anderen‘. Für die untersuchten Jugendlichen stellte nach Abwägung der Vor- und Nachteile ihrer Sonderposition das ‚richtig‘ Deutschwerden im Sinne gänzlicher Adaption aber definitiv keine Option dar. Zumal ‚Deutschsein‘ ja einen negativen Beiklang habe, mit dem sich nicht einmal viele ‚normale‘ Deutsche ohne Weiteres identifizierten – eine Ambivalenz, die Mannitz zur Schwierigkeit der Definition von ‚deutsch‘ u.a. historisch ausführlich kontextu-

alisiert. Freilich war ‚AusländerIn‘ zu sein nicht das einzige, mit dem sich die Jugendlichen identifizierten; doch mit der Übernahme und Aufwertung dieser mehrheitsgesellschaftlich negativ konnotierten Identitätskategorie „bezogen die jungen Leute Position *in* und *für* eine Gesellschaft, die interner ... Diversität und Prozessen der Vermischung Raum zugestehen solle“ (186, Hervorh. i. Original).

Kapitel 4 thematisiert die Veränderungen, die sich für die Untersuchten im Laufe ihrer Berufs- bzw. Universitätsausbildung ergaben. Sie erlebten jetzt deutlich mehr Diskriminierungen im Alltag als zuvor in ihrer Gesamtschule, wo der AusländerInnenanteil überwog. Besonders spannend ist, dass die jungen Erwachsenen jene Problematik ursächlich in der deutsch-deutschen Wiedervereinigung verorteten und die *gemeinsame* westdeutsche Vergangenheit idealisierten. Ihnen nach hätten ‚AusländerInnen‘ und Westdeutsche früher ein faires Miteinander gelebt. Außerdem hätten

der alltägliche Umgang und die Freundschaften mit ‚Ausländern‘ ... dafür gesorgt, dass die ‚Westler‘ auf deren Präsenz nicht mit Aggressivität reagierten, sondern ‚normal‘ seien und darin auch für ihr Leben geprägt, während ‚die Ostler‘ von dieser Norm des zivilen Umgangs abwichen. (258)

Demgemäß appellierten die Untersuchten an Ostdeutsche mit den Argumenten von Assimilation, „die typischerweise an die ImmigrantInnenbevölkerung in Deutschland gerichtet wird“ (255). Ganz zurecht hält Mannitz diese eigenständige Positivkonstruktion von ‚AusländerInnen als InländerInnen‘ für

beachtlich: Die Macht, Normalität zu definieren – (...) eine Ressource der gesellschaftlich Etablierten – verweist auf einen hohen Anspruch eigener Zugehörigkeit und Identifikation mit dem ehemaligen Westen und dem Leben der Vorwendezeit. (255)

Darüber hinaus ist bemerkenswert, dass alle der hier vorgestellten Nachkommen von MigrantInnen

ihr Handeln an einer *eigenen* Konzeption vom guten Leben orientierten. Die im Jugendalter in Folge der adoleszenten Konflikte mit den Eltern antizipierten Barrieren waren zwar teilweise in Sicht geraten, hatten sich aber von den jungen Erwachsenen dann umstoßen oder überwinden lassen. (283, Hervorh. im Original)

Entgegen der üblichen Stigmatisierungen orientierten sie sich demnach nicht an den Normalitätsvorstellungen ihrer Eltern. Und das lässt sich in Anlehnung an die Differenznarrative der Mehrheitsgesellschaft als Distanzierungsprozess von ihren ‚Herkunftskulturen‘ bezeichnen, als ihre *verkannte Integration*, die sich schon während der Schulzeit abzeichnete.

Wer die Verallgemeinerbarkeit solch günstiger Studienergebnisse zu MigrantInnenkindern bezweifelt: Das reflektierte die Autorin umsichtig und gibt dem obendrein völlig Recht. Allerdings unter dem Vorbehalt, dass ihre qualitativ

erhobenen Daten einen wichtigen exemplarischen Aussagewert haben, der der unangemessenen Komplexitätsreduktion im Zusammenhang mit MigrantInnen entgegenwirkt. Mannitz' Ergebnisse

belegen die Existenz eines vielschichtigen Spektrums an konzeptionellen Interpretations- und Handlungsmöglichkeiten, das als solches signifikant ist, weil es den Spielraum der individuellen Praxis in konkreten Lebenszusammenhängen ausleuchtet. (93)

Derartiges kann quantitative Sozialforschung nicht leisten, die nur Momentaufnahmen individueller Perspektiven ‚feststellt‘, obgleich lebensweltliche Erfahrungen ständig in Fluss sind, so die Autorin (94).

In Kapitel 5 resümiert Mannitz auch unter Bezug auf andere vergleichbare Studien, dass sich die mehrheitliche Präsenz ‚ausländischer‘ Kinder „im Berliner *setting* ... in einer schützenden Weise für diese auswirkte“ (300, Hervorh. im Original). Mögliche Negativwirkungen mehrheitsgesellschaftlicher Stigmatisierungen wurden entsprechend abgeschwächt. Das Peermilieu in der Schule hatte „ihnen die Gelegenheit zur intersubjektiven Verständigung über ähnlich gelagerte adoleszente Krisen und Probleme als ‚AusländerInnen‘ geboten“ (301). Dies und die Ghettoisierung in bestimmten Wohnvierteln bedeutete für die MigrantInnenkinder folglich: „‚Ausländer/in‘ zu sein, [war] hier kein Stigma, sondern (...) schlichte Normalität, die emotionale und psychische Sicherheit gab“ (305).

Am Ende ihrer methodisch überzeugenden und äußerst differenzierten Darstellung ruft Mannitz eindringlich dazu auf, Menschen mit Migrationshintergrund nicht generell zu Störfaktoren zu degradieren. Leistungen erwachsener Einwanderer für Deutschland seien endlich zu würdigen und deren Kindern mehr integrative Unterstützung im für sie gleichfalls bedeutsamen Sozialraum Schule anzubieten. „Ob Pluralität als gesellschaftliche Ressource oder als schiere Belastung verstanden wird, entscheidet mit über die Entwicklung von Lebenseinstellungen, Zukunftsperspektiven und Ambitionen“ (316). Und dass man speziell MigrantInnenkinder statt nur als Bürde auch als ‚kompromissbereite MittlerInnen zwischen den Kulturen‘ deuten könnte, machte die Autorin in hervorragender Weise plausibel.

Annegret Erbes

## **Die Situation von Migrantinnen auf dem Arbeitsmarkt: Eine empirische Untersuchung**

*Christine Färber/ Nurcan Arslan/ Manfred Köhnen/ Renée Parlar (2008) Migration, Geschlecht und Arbeit. Probleme und Potenziale von Migrantinnen auf dem Arbeitsmarkt. Opladen & Farmington Hills: Budrich UniPress Ltd. (270 S., 24,90 Euro).*

Bei dem vorliegenden Band handelt es sich um eine empirische Studie im Rahmen von MigraNet (einer EU-geförderten Entwicklungspartnerschaft), die die Analyse der Arbeitsmarktsituation von Migrantinnen, die Rekonstruktion von benachteiligenden Strukturen und Prozessen sowie das Aufzeigen entsprechender arbeitsmarktpolitischer Integrationsstrategien zum Ziel hat. Die Untersuchung bezieht sich schwerpunktmäßig auf die Regionen Bayern und Brandenburg und zeigt die Dimensionen der Benachteiligung aus unterschiedlichen Perspektiven auf. Der Band verweist eindringlich auf Forschungsdesiderate zum Themenkomplex Arbeit, Migration und Geschlecht, wobei jedoch auch die prekäre Datenlage sehr deutlich gemacht wird. Die Benachteiligung von Migrantinnen auf dem Arbeitsmarkt entsteht durch das Zusammenwirken von individuellen und gesellschaftlichen Strukturen und Prozessen; die VerfasserInnen resümieren, dass „grundlegende, strukturelle Veränderungen in der Bildungs-, Ausbildungs- und Arbeitsmarktpolitik“ erforderlich seien (244) und zeigen, dass Migrantinnen zur effektiven Verbesserung ihrer Durchsetzungschancen auf dem Arbeitsmarkt Unterstützungskonzepte benötigen, die auf Geschlecht und Interkulturalität abstellen.

Die Studie setzt sich aus drei Teilstudien zusammen: Erstens wurde vorhandenes quantitatives Datenmaterial ausgewertet, zweitens wurden Interviews mit ExpertInnen und drittens Interviews mit Migrantinnen durchgeführt. Die Ergebnisse dieser drei Untersuchungsschritte werden ausführlich dargestellt und können gut in den vorangehend gesteckten Rahmen des Forschungsstandes eingeordnet werden.

Im ersten Untersuchungsschritt, einer Regionalanalyse von Daten zu Arbeitsmarkt, Geschlecht und Migration, werden arbeitsmarktrelevante Statistiken differenziert aufbereitet und wird so ein guter quantitativer Überblick geliefert. Die Ergebnisse der regionalen Analysen (bspw. Erwerbs- und Arbeitslosenquoten, Teilzeitquoten, Erwerbspersonenquoten usw.) werden auch in Bezug zu allgemeinen Daten zur Lage der ausländischen Bevölkerung in Deutschland (bspw. Aufenthaltsdauer und -status, soziale Lage, Bildungserfolg und Ausbildung) gebracht. Auf Defizite der vorhandenen Datenstruktur wird ausführlich hingewiesen (20 ff).

Ergebnis der Gender- und Regionalanalyse ist, dass die Datenstruktur der Arbeitsmarktstatistik die strukturelle Benachteiligung von Migrantinnen und Migranten und die Benachteiligung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt verdeckt. (231)

In diesem Teilschritt der Untersuchung wurden daher Daten verschiedener Quellen in die Analyse integriert (232). Die Autorinnen weisen darauf hin, dass die Ergebnisse dennoch vorsichtig zu interpretieren seien und die differenziertere Erhebung migrationsrelevanter Daten in den laufenden statistischen Erhebungen dringend erforderlich sei (233 f). Die Teilstudie zeigt, dass es gezielter arbeitsmarktpolitischer Integrationsansätze bedarf, sowie lokale Netzwerke gestärkt und für MigrantInnen gezielte Maßnahmen entwickelt werden müssen, die an ihren individuellen Potenzialen ansetzen (235).

Im zweiten Teil der Untersuchung werden Zusammenhänge zwischen Arbeitsmarkt, Migration und Geschlecht aus der Sicht von Expertinnen und Experten beleuchtet. Hierzu wurden 27 qualitative Interviews mit Fachleuten geführt, die an der Schnittstelle von Migrations-, Arbeitsmarkt- und Geschlechterpolitik tätig sind (86). Schwerpunkte der Auswertung dieser Interviews sind bspw. die Einschätzung der Arbeitsmarktintegration von MigrantInnen, Migrationsprobleme verschiedener Migrationsgruppen, der Einfluss von Bildung und Berufserfahrung auf die Integration in den Arbeitsmarkt, erschwerte Zugangsbedingungen für Frauen mit Migrationshintergrund, Selbständigkeit als Perspektive für Migrantinnen sowie Ideen, welche Strategien für die Integration von Migrantinnen am Arbeitsmarkt förderlich sein könnten (bspw. Diversity Management; Netzwerke).

Die in diesem Teil der Studie herausgearbeiteten Geschlechteraspekte betreffen vor allem Mechanismen der Verdrängung:

Frauen werden schneller vom Arbeitsmarkt verdrängt als Männer. Migranten werden schneller abgedrängt als Deutsche, jedoch abgestuft nach Migrationsgruppe. Ganz unten in dieser Hierarchie stehen Türkinnen, Araberinnen, Afrikanerinnen sowie dunklere Asiatinnen und Lateinamerikanerinnen. (240)

Die Interviews mit den ExpertInnen weisen einerseits auf die Spezifika der Lage von Migrantinnen am Arbeitsplatz hin, gleichzeitig jedoch haben sie auch die Arbeitsmarktpolitik im Blick. Es wird deutlich dass es „die Migrantin“ nicht gibt, „vielmehr sind die Integrationsprobleme so heterogen wie der Migrationshintergrund, die Genderaspekte noch heterogener als bei den Deutschen“ (239). Es wird hervorgehoben, dass integrationsfördernde Maßnahmen benötigt werden, die auf die individuellen Bedürfnisse der Migrantinnen abgestimmt sind (239 ff).

In der dritten Teilstudie wurden Interviews mit MigrantInnen zu ihren persönlichen Erfahrungen auf dem Arbeitsmarkt geführt. Hier geht es bspw. um ihre Gründe für die Migration sowie ihre Selbstverortung in Bezug auf Ethnie

oder Religion, weiterhin auch um Bildungsstand und Qualifikation, Diskriminierungserfahrungen, Barrieren am Arbeitsmarkt und Unterstützungssysteme. Die Ergebnisse zeigen, dass die befragten Frauen bezogen auf den Arbeitsmarkt mehr Schwierigkeiten als Chancen sehen. Obwohl die Arbeit bei ihnen einen hohen Stellenwert hat, sind zahlreiche strukturelle Barrieren zu überwinden (241 f). Die Untersuchung zeigt auch, dass sich Frausein in Verbindung mit einem Migrationshintergrund negativ auf die Platzierungschancen auf dem Arbeitsmarkt auswirkt, verschärft wird dies zusätzlich bspw. durch Probleme bei der Kinderbetreuung. Die interviewten Frauen sind, so zeigen die Ergebnisse, zwar kompetent, die Existenz über den deutschen Arbeitsmarkt zu sichern, allerdings sind die entsprechenden Bedingungen/Rahmenbedingungen schlecht. Die Ergebnisse der Studie münden in der Feststellung:

Alle Befragten sind unzufrieden mit der deutschen Arbeitsmarkt-, Integrations- und Familienpolitik, denn diese hindert sie daran, sich als Frauen, Mütter und Migrantinnen ihren Potenzialen und ihrer Leistungsbereitschaft entsprechend einzubringen. (243)

Der Band ist sehr informativ und gut lesbar, insbesondere die Ergebnisse der Interviews mit ExpertInnen und Migrantinnen sind sehr interessant. Kritik und Forderungen werden auf der Basis schlüssiger Analysen auf den Punkt gebracht. Die Studie eignet sich daher auch für interessierte LeserInnen, die sich noch nicht vertieft mit den Zusammenhängen von Arbeitsmarkt, Migration und Geschlecht beschäftigt haben.